

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 116 (1990)
Heft: 18

Artikel: Herr Kuto in Güllwyla
Autor: Moser, Jürg / Senn, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-606927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herr Kuto in Güllwyla

Von Jürg Moser (Text) und Martin Senn (Illustrationen)

Wenn ein Schriftsteller seit längerer Zeit tot ist, kann die Kulturmühle mit ihm machen, was sie will. Tote Schriftsteller sind gute Schriftsteller, denn sie lassen sich von den Kulturmüllern widerstandslos vor jeden möglichen und vor jeden unmöglichen Karren spannen.

Profitinteressen und Profilierungsbedürfnisse sind nur dort realisierbar, wo man den Spreu vom Weizen zu trennen versteht. Die Kulturmüllerei wahrt den goldenen Boden ihres emsigen Handwerks, indem sie die toten Autoren nach den Marktwerten ihrer Lebenswerke unterscheidet. Je erfolgreicher ein Schriftsteller war, desto gründlicher wird sein Name mumifiziert, damit man Leben und Werk bis zum letzten Gewinntröpfchen ausschachten und verwursten kann. Wo schriftstellerische Erfolglosigkeit eine posthume Ausbeutung nicht lohnenswert erscheinen lässt, hüllen die Kulturmüller die sterblichen Überreste des traurigen Versagers in den schweigenden Mantel des literaturbetrieblichen Vergessens.

Natürlich kommt es vor, dass ein originalitätsbessener Literaturfreak der Zwangsvorstellung verfällt, einer zu Lebzeiten literarisch erfolglosen Leiche neues Leben einhauchen zu müssen. Solche Reanimationsversuche sind nicht selten, meist werden sie anlässlich eines runden Geburts- oder Todestages des vergessenen Kritzlers unternommen. Mühsam und krampfhaft richtet der begeisterte Leichenfledderer das grelle Scheinwerferlicht sensationsgeiler Publizität auf die verblichene Kritzlerexistenz und deren blasse Sprachabsonderungen.

Doch die aufdringliche Beleuchtung, in deren Mittelpunkt die mit aktueller Schminke zusammengepappte Inszenierung stattfindet, erlischt schon während des ersten Wiederbelebungsversuchs in der atemberaubenden Geschwindigkeit eines Elektronenblitzgeräts. Der Vorhang fällt, Applaus erübrigt sich, die Literaturleiche wird zur Endlagerung wegbefördert, und hinter der Kulisse buddelt bereits ein anderer Literaturfreak ein nächstes Versuchsobjekt für einen neuen Wiederbelebungsakt aus dem Friedhof der einstmals kritzelnden Stümper.

Während die erfolglosen Autoren letztlich doch noch zu ihrer wohlverdienten Ruhe kommen, lässt die kulturmüllerische Spitzenreiterei ihre gewinnbringenden Rennpferde mit geschäftshuberischem Überlebensinstinkt für immer und ewig auf vollen Touren im Sarg rotieren. Gegenwärtig ist in Güllwyla ein eindruckliches Beispiel ungehemmter und schamloser Trittbrettfahrerei auf dem Nachruhm eines grossen Schriftstellers zu beobachten.

Güllwyla profitiert von den Früchten des Zufalls

Je provinzieller ein Kaff, desto stolzer seine Hinweise auf Berühmtheiten, von denen es einstmals gestreift wurde. «In diesem Haus übernachtete dann und dann», informiert ein goldglitzerndes Schild, «Johann Wolfgang von Goethe, dt. Klassiker, 28.8.1749 bis 22.3.1832». Oder in einem andern Nest: «Von diesem Brunnen trank Friedrich Nietzsche, deutscher Philosoph, geboren am 15.10.1844 in Röcken bei Lützen (Sachsen), gestorben am 25.8.1900 in Weimar, am soundsovielten des soundsovielten im Jahr soundso viel einen Becher Wasser».

Güllwyla ist die grösste Stadt der Eidgenossenschaft. Aus ihrem Schoss gingen bedeutende Kinder hervor, eine stattliche Anzahl ausländischer Berühmtheiten sämtlicher Kunst- und Kulturbereiche hat sich hier – teils über kürzere, teils über längere Zeit – aufgehalten. Weil sich Güllwyla angestrengt bemüht, im Rest der Eidgenossenschaft als Weltstadt zu gelten, verweisen die Güllwyler Kulturmüller bei der geringsten aller sich bietenden Gelegenheiten auf die international hervorragenden Köpfe, die sich mehr oder weniger zufällig in dieser Stadt aufgehalten haben. Und mit diesen

Anstrengungen beweist die Stadt der Banken, dass sie neben ihrem wirtschaftlichen Reichtum auch über die geistige Armut verfügt, in einfältigem Stolz ihr Image als grösstes der kulturlosesten Provinznester auszubauen.

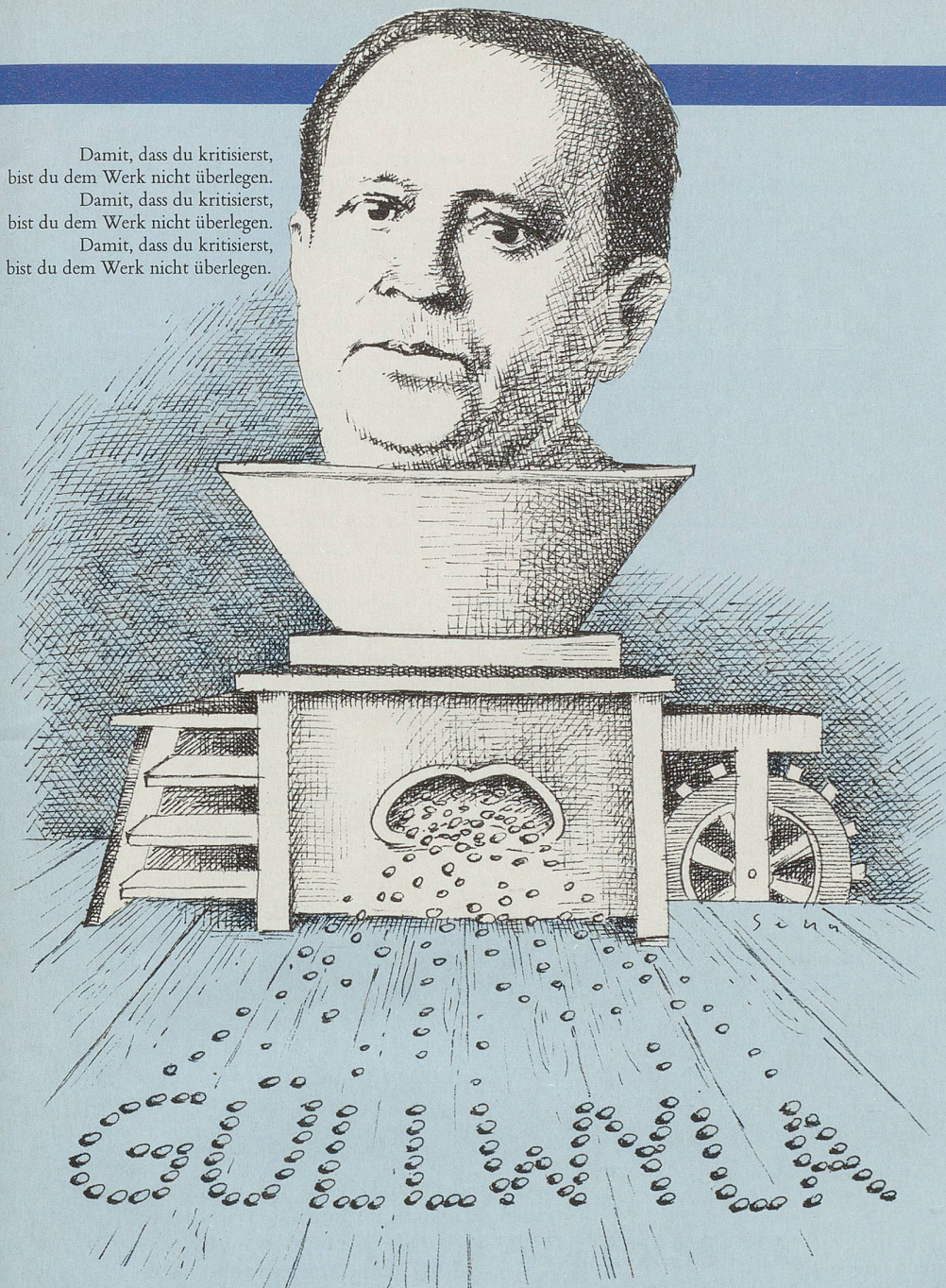
Das aktuellste Opfer güllwylerischer Profilierungssucht heisst Kuto. Herr Kuto war ein satirischer Schriftsteller, geboren wurde er am 9. Januar 1890 in Berlin, und gestorben ist er – durch Selbstmord – am 21. Dezember 1935 im schwedischen Hindås. Seine Bücher erreichten bis heute eine Gesamtauflage von rund acht Millionen Exemplaren. Kuto veröffentlichte in mehr als 100 Zeitungen und Zeitschriften – egal wie links oder wie rechts sie standen – über 3000 Texte. Sein beachtlicher Fleiss zeigte sich nicht nur in seiner satirischen Produktion sowie in seiner unermüdlichen Briefeschreiberei, sondern ebenso in seinem grossbürgerlichen und geldverschwenderischen Lebenswandel sowie in seinen zahlreichen Liebesbeziehungen.

Der Zufall wollte es, dass sich Herr Kuto in Frau Hemü verliebte, die als Ärztin zufällig in Güllwyla lebte. Sie stammte aus jenem Tal, das einem weltbekannten und grosslöchrigen Käse seinen Namen gegeben hat. Das Schicksal hätte Frau Hemü – deren Schwester als Bethli im *Nebelspalter* nationalen Ruhm erlangte – genauso gut und ebenso zufällig in die geografisch näherliegende Bundeshauptstadt am Bärengaben verschlagen können. Herr Kuto also lernte zufällig die zufällig in Güllwyla wohnende Frau Hemü kennen, und er verbrachte in den Jahren 1932 bis 1934 insgesamt dreizehn Monate bei ihr. Zwischen der Ärztin und dem Satiriker entspann sich auch ein reger Briefwechsel. Beides, Briefwechsel und Güllwyler Aufenthalt, gab nun Güllwyla anlässlich des 100. Kuto-Geburtstages Gelegenheit, sich mit einer Ausstellung und einer gedruckten Publikation provinziell ins öffentliche Rampenlicht der internationalen Aufmerksamkeit zu stellen.

Eine Ausstellung lesen oder ein Buch besuchen?

Die privaten Briefe eines Schriftstellers sind etwas anderes als seine literarischen Texte, die er im Hinblick auf eine Veröffentli-

Damit, dass du kritisierst,
bist du dem Werk nicht überlegen.
Damit, dass du kritisierst,
bist du dem Werk nicht überlegen.
Damit, dass du kritisierst,
bist du dem Werk nicht überlegen.



chung geschrieben hat. Aber es gibt natürlich gute Gründe dafür, solche Briefe – nach dem Tod ihres Verfassers – der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Vor allem dann, wenn sich diese Briefe mit literarischen Problemen auseinandersetzen oder die zeitgeschichtlichen Wirren thematisieren, mit denen der Schriftsteller konfrontiert war. Der Respekt vor dem verstorbenen Schriftsteller gebietet jedoch eine feinfühligere Unterscheidung zwischen jenen seiner privaten Äusserungen, die tatsächlich von öffentlichem Interesse sind, und jenen seiner Bemerkungen, deren Publikation seine Intimsphäre auch posthum verletzen könnten.

Güllwylas Kulturmühle verfolgt die Zielsetzung, mit Pauken und Trompeten auf ihre eigene Existenz und auf ihren eigenen Standort aufmerksam zu machen. Deshalb kann sie sich den Luxus eines feinen

Fingerspitzengefühls nicht leisten. Vielmehr muss sich ihre Produktion nach den Beachtungschancen bei den Medien und beim kulturbegeisterten Publikum richten.

Kulturlosigkeit lässt sich unter anderem daran erkennen, dass sie einen runden Geburts- oder Todestag berühmter Kulturschaffender als medienwirksamen Anlass zur kulturmüllerischen Arbeit benötigt. Wer sich ernsthaft mit kulturell bedeutsamen Werken auseinandersetzt, bedarf dazu wohl kaum einer Anregung durch pseudoaktuelle, bedeutungslose Daten.

Unweit jenes Gebäudes, das ein Literatur-Nobelpreisträger als «Silly-Post» bezeichnete, hat nun Güllwyla kürzlich in einem Museum, dessen Namen man als «Strohdoof» vergaggeiern könnte, eine Ausstellung über Kuto eröffnet. Ein grosser Saal ist politischen Dokumenten aus Kutos Güllwyler Zeit gewidmet, ein kleinerer

Raum präsentiert Ausschnitte des Briefwechsels zwischen Kuto und Frau Hemü sowie dazugehörige Hintergrundinformationen – und die übrigen Ausstellungsräume füllte man mit Kuto-Materialien, die in keinem direkten Zusammenhang mit Güllwyla stehen. Die Besucherinnen und Besucher müssen sich durch eine Ausstellung lesen, deren Inhalt auch in einem reich illustrierten Buch darstellbar gewesen wäre. Zur konservierenden Erinnerung an die vergängliche Ausstellung hat zwar die Güllwyler Kulturmühle eine Publikation herausgegeben, doch versammelt sie andere Beiträge über und zu Kuto. Der gemeinsame Nenner unter Ausstellung und Publikation liegt in einem dafür Verantwortlichen namens Guhu.

Kulturmüllerische Schildbürgerereien

Um eine Kulturmühle in Betrieb zu halten, braucht's das richtige Personal, nämlich geeignete Kulturmüller, die für den notwendigen Wind sorgen. Diese Kulturmüller rekrutieren sich – weiss der Teufel warum – hauptsächlich aus ehemaligen Lehrern. Guhu, ein gebürtiger Güllwyler, war Lehrer, später Journalist, Publizist, Gemeinderatsmitglied der Stadt Güllwyla und Verwaltungsratsmitglied der Theater AG Güllwyla. Im Frühling 1970 erhielt er von Frau Hemü ihre gesammelte Kuto-Korrespondenz, und 1977 zeichnete er als Mitarbeiter sowie Herausgeber des Kuto-Bandes «Briefe aus dem Schweigen», 1978 desgleichen bei Kutos «Q-Tagebücher 1934/35».

Nach dieser verdienstvollen Arbeit schlachtete er den Briefwechsel zwischen Kuto und Frau Hemü 1985 – anlässlich des 50. Kuto-Todestages – in einer Radiosendung unter dem Titel «Liebe Winternuuna» und in einem Fernsehbeitrag unter dem Titel «Mich haben sie falsch geboren» aus. Der nur fünfjährige Abstand zwischen Kutos 50. Todes- und 100. Geburtstag ermöglicht es Guhu jetzt, sich auch in diesem Jahr ein wenig in den ruhmreichen Glanz des grossen deutschen Satirikers zu stellen.

Guhus Begeisterung für Kuto mag noch so aufrecht und ehrlich sein, aber sie scheint ihn zu blenden. Mit sichtlichem Stolz informierte er die Pressevertreter – nicht ganz

frei von Anbiederungen mittels Hinweisen auf eigene Berufserfahrungen im Journalismus – über seine Ausstellung und die dazugehörige Buchpublikation. Die Ausstellung zeige beispielsweise der Öffentlichkeit erstmals ein Foto, erklärte Guhu, das Kuto beim Trompetenspielen auf einer Giesskanne vorführe. Darüber, ob man Kutos literarisches Schaffen aufgrund solcher Entdeckungen neu bewerten müsse, lässt sich wohl streiten. Aber Guhu nimmt jeder Kritik im voraus den Wind aus den Segeln, indem er solche gar nicht aufzieht: «Ich wollte keine wissenschaftliche Ausstellung machen», erklärte er, «deshalb sind auch die Leihgeber bei den einzelnen Ausstellungsobjekten nicht erwähnt.» Wissenschaftlichkeit lässt sich also durch den bequemen Verzicht auf Quellenangaben umschiffen. Woran soll man jedoch diese Ausstellung messen, die selbst keinerlei Ansprüche ausser jenem, eine Ausstellung zu sein, erfüllen will?

Die Ausstellung verfolgt also keine wissenschaftlichen Zwecke. Konsequenterweise handelt es sich bei der Publikation zur Ausstellung – der Herausgeber betonte dies ausdrücklich – auch nicht um einen Katalog. Steigt man tiefer ins Detail, so finden sich in diesem Buch immerhin viele interessante Informationen – auch dort, wo der nachlässige Stil eines Textes wahrscheinlich Kutos satirisches Schmunzeln provoziert hätte. Ganz frei von Eigentoren sind die Buchbeiträge allerdings nicht. Wie sonst

hätte man, ohne jede Selbstironie, ein Kuto-Wort wie das folgende zitieren können: «Das bürgerliche Kunstspiel ist Ablenkung vom Wesentlichen. Es führt zu gar nichts, als ohnehin satten Leuten die Zeit zu vertreiben ... Nicht das ist Kultur, dass irgendein Oberlehrer schöne Verse nachzuschmecken vermag, ein Musikstück versteht, ein Gemälde zeitlich richtig einordnet – nicht das ist Kultur. Das ist überkommenes Spiel ...» Auch ein von Kuto geliebtes Kierkegaard-Wort liesse sich nicht nur zitieren, sondern als Anregung zu selbstkritischer Betrachtung verstehen: «... das Schrecklichste, das einem Menschen geschehen kann, ist, dass er sich selber im wesentlichen komisch wird, etwa dass er entdeckt, dass der Inhalt seiner Gefühle Geschwätz ist.»

Kuto lesen: Aus welchem Blickwinkel?

Ganz bestimmt nicht um Geschwätz handelt es sich bei jenem Buchbeitrag, der sich in medizinischer Akribie mit Kutos Gesundheit befasst. Im Zentrum dieser Betrachtung steht Kutos verstopfte Nase, die er unter anderem auch in einem von ihm als «Scheissnach» titulierten Bad behandeln liess. Unterschwellig fordert dieser medizinische Text, Kutos satirisches Werk aus der Perspektive seiner Nasenlöcher neu zu betrachten. Damit wird vor allem eines unter Beweis gestellt, nämlich die unbegrenzte Geschmacklosigkeit, mit der man heutzun-

tage aus dem hintersten Winkel persönlichster Bereiche eines toten und deshalb wehrlosen Opfers kulturmüllersches Kapital zu schlagen weiss.

Zwar stellt die Kulturmühle schonungslos die Vermarktung ihrer Opfer in den Vordergrund, aber aus dem Hintergrund drängeln sich die einzelnen Kulturmüller mit ihren selbstbezogenen Profilierungsbemühungen ins Zentrum des öffentlichen Interesses. Jeder kulturmüllersche Beitrag, und mag er noch so bescheiden sein, wird deshalb mit der Namensnennung seines Urhebers gekrönt. Einen unmissverständlichen Beweis dieser Tatsache liefert das Impressum des Ausstellungsbuches: Als Herausgeber des Bandes wird Guhu genannt, zusätzlich zeichnen die Herren Nibae und Mabi als Herausgeber der von Guhu herausgegebenen Herausgabe – womit die herausragende Bedeutung der Herausgeberschaft im Herausgebergeschäft namentlich unterstrichen wird.

Keiner zu klein, Kulturmüller zu sein. Vor allem nicht Güllwylas Stadtpräsident, der sich trotz seiner kürzlichen Abwahl bei der Kuto-Ausstellungseröffnung noch in Amt und Würde sonnen durfte. Mit seinem knappen, aus andern Beiträgen des Bandes zusammengestohlenen Vorwort sorgte Herr Towa als Jurist und Augenarzt dafür, dass die Kuto-Ausstellung und ihr Begleitband einen weithin sichtbaren Officialanstrich durch Güllwylas Provinzschminke erhielten. Hat der präsidiale Spitzenreiter auf dem güllwylerischen Steckenpferd der Kulturverschaukelung dieses Vorwort wirklich selbst geschrieben oder nur mit seinem Namen unterzeichnet? Eine Beantwortung dieser Frage drängt sich angesichts der Bedeutungslosigkeit des stadtpräsidentlichen Textchens kaum auf. Wichtig ist vielmehr, dass durch Tows Namensnennung auch dieser Namensträger von Kutos Glanz zwar nicht erleuchtet, aber immerhin gestreift wird.

Ganz so sinn-, zweck- und wertlos wie es den Anschein erweckt, ist die güllwylerische Kulturmüllerei rund um Kutos 100. Geburtstag trotz allem nicht. Denn sie zeigt nachvollziehbar, warum es Kuto in Güllwyla – wie er in einem seiner Briefe feststellte – nicht wohl war. Mit dieser Bemerkung über seine Befindlichkeit in der güllwylerischen Provinzatmosfera bewies Kuto einmal mehr jene satirische Treffsicherheit, die eine Lektüre seiner aktuell gebliebenen Werke auch heute noch zum anregenden Vergnügen macht.

Die Ausstellung «Kurt Tucholsky: Liebe Winternuuna, liebes Hasenfritzi – Ein Zürcher Briefwechsel» im Strauhof an der Augustinergasse 9 in Zürich dauert bis zum 27. Mai. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr, Donnerstag bis 21 Uhr. Montag geschlossen, Eintritt frei.

